
Rezensionen zum Thema ,Dimensionen von *Gender Studies*'

Andrea-Leone Wolfrum

„Bye-bye feminism, hello gender?“

Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp: *Feministische Theorien zur Einführung*, Hamburg 2001 (Junius Verlag, 180 Seiten, 12,50 €).

Im Jahr 1999 hat das Bundesministerium für Bildung und Forschung im Sinne des Amsterdamer Vertrages die Vergabe finanzieller Mittel an Gender Mainstreaming Prozesse geknüpft, d.h. es werden nur solche Projekte bewilligt, die eine Geschlechterperspektive integriert haben. Formal ist somit der Weg für eine geschlechteregale Projekt- und Forschungstätigkeit geebnet. Auch in der universitären Lehre bahnt sich mit der Etablierung von *Gender*-Studiengängen und interdisziplinären Ringvorlesungen ein Ende des „beharrlichen Beschweigens *gender*-orientierter Forschungsansätze und -theorien“ an.¹

Doch wie sieht es mit dem Verhältnis zwischen egalitärer Gesetzgebung, struktureller Verankerung und ihrer Umsetzung im wissenschaftlichen und (arbeits)alltäglichen Handeln aus? Tatsächlich zeigt sich in interdisziplinär angelegten Projekten, in denen der *Gender*-Aspekt formal integriert wurde, erstens, dass *gender*-orientierte Forschungsansätze und -theorien mitnichten zum wissenschaftlichen Kanon gehören und dass, zweitens, projektinterne Strukturen nur selten die zu einer *Gender*-Sensibilisierung notwendigen (Kommunikations)Foren bieten. Von der geforderten Selbstverständlichkeit sind Forschung und Lehre noch weit entfernt. Im Universitäts- und Projektalltag ist die Störung des ‚malestream‘ in seinen Routinen nach wie vor notwendige Voraussetzung, um überhaupt über ‚Geschlecht‘ kommunizieren und verhandeln zu können. Mit anderen Worten: Auch wenn die *Gender*-Kategorie der Geschlechterforschung weniger an geschlechterpolitische und gesellschaftskritische Ziele geknüpft zu sein scheint als es die feministische Kategorie ‚Frau‘ der Frauenforschung war bzw. ist, im Praxisalltag geraten beide Kategorien zum Politikum.

Nun, der *Gender*-Begriff boomt und während in der deutschen Geschlechterforschung um das ‚richtige‘ Etikett für die sich etablierende Disziplin (alles *gender*, oder was?) gestritten wird, haben Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp sich klar positioniert und ihr 2000 erschienen Buch nicht ‚Einführungen in die *Gender*-Studies‘, sondern ‚Feministische Theorien zur Einführung‘ genannt. Warum? Es ist, wie die Autorinnen in der Einleitung betonen, der „enge Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Praxis“, welcher feministischen Theorien ungebrochen Aktualität verleiht. ‚Feministische Theorie‘ wollen sie als eine Form kritischer Theorie, als ein ‚Denk(werk)zeug‘ verstanden wissen, das zwar keine Festle-

gung auf einen bestimmten Analyseansatz meint, „wohl aber das Festhalten an einer kritischen Perspektive.“

In diesem Sinne skizzieren Becker-Schmidt und Knapp auf 140 Seiten die maßgeblichen (vorwiegend anglo-amerikanischen) Impulse und wichtigsten Diskussionsstränge der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung.

Im sozial-historischen Exkurs des ersten Kapitels werden anhand von Studien Friederike Hassauers und Karin Hausens die Anstöße „feministischer Suchbewegungen“ in den tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüchen der französischen bzw. industriellen Revolution verortet. Es wird deutlich, wie sich Emanzipationsbestrebungen von Frauen wie Olympe de Gouge in der Frauenbewegung der späten 1960er fortsetzen, aus der dann, in den 1970er Jahren, die akademische Frauenforschung mit ihren stark politisch motivierten Anfängen erwächst. Im Mittelpunkt stehen zunächst Auseinandersetzungen mit der gesellschaftlichen Diskriminierung ‚der Frau‘ und ihren Ursachen. Die gerade populäre Sozialisationsdebatte wird um die Kategorie ‚Geschlecht‘ ergänzt.

Neue Fragestellungen führen in den 1980ern zu einem wichtigen Perspektivenwechsel, der gleichzeitig den Übergang von der Frauen- zur Geschlechterforschung markiert: Die Auseinandersetzung mit der grundlegenden Asymmetrie zwischen den Geschlechtern führt dazu, die beiden Geschlechter in ihrer Bezogenheit aufeinander und dieses Geschlechterverhältnis in Bezug auf seine sozialhistorischen Entstehungsbedingungen zu betrachten.

Ab dem zweiten Kapitel zeichnen die Autorinnen die nächste große Perspektivenverschiebung nach: In den Theoriediskussionen der 1990er Jahre werden nun feministische Grundkategorien infrage gestellt. Becker-Schmidt und Knapp beziehen sich auf zwei der wesentlichen aus dem angloamerikanischen Raum herrührenden Diskussionsstränge: Im Mittelpunkt der Debatte um Identitätspolitik stehen Formen sozialer Ungleichheit unter Frauen und die Frage nach dem eigentlichen Subjekt feministischer Theorie und Praxis. In der ‚Sex-Gender-Debatte‘ wird das uns vertraute Ordnungssystem der Zweigeschlechtlichkeit selbst angegangen und das Verhältnis zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, also das Objekt feministischer Theoriebildung radikal und grundlegend neu verhandelt.

Schön ist, dass Knapp die *Sex-Gender-Debatte* nicht ausschließlich am sprachlich-diskursiven Ansatz Judith Butlers festmacht. Im Kapitel „Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht“ erweitert sie den Blick auf die wissenschaftlich-technologischen Diskussion Donna Haraways und setzt somit zwei Ansätze in Beziehung, die mehrheitlich separat diskutiert werden.

Wie diese, so werden auch alle anderen theoretischen Strömungen von den Autorinnen stets auf ihren sozio-politischen Impetus hin geprüft und kritisch an ihrem Ertrag für das Verständnis des Geschlechterverhältnisses gemessen. Diejenigen, die sich vom Adjektiv ‚feministisch‘ und den mit ihm verbundenen

politischen Ansprüchen verabschiedet haben, mögen dies als eine Schwäche des Buches sehen.

Gleichgültig wie das Etikett nun lautet und mit welchen (politischen) Eigenansprüchen Frauenforschung, *Gender-Studies* oder Feministische Theorie auftreten, eines haben sie gemeinsam: die gesellschaftspolitische Wirklichkeit, auf die sie im (Arbeits)Alltag treffen. Noch ist ‚Gender‘ keine zentrale Handlungsmaxime. Nach wie vor ist es dieser Mangel an Selbstverständlichkeit, der die Auseinandersetzung mit Fragen des Geschlechts zum Politikum machen – und daher sollte es dann vielleicht eher heißen: „Hello gender – meet feminism!“

Anmerkungen

- 1 Antonia Ingelfinger: „Zaghafte Dialogversuche“, in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik*, FFS 11, S. 278.

Vojin Saša Vukadinović

Pluralismusgrenzen

Renate Kroll (Hrsg.): *Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart/Weimar 2002 (Metzler, 425 S., 39 €).

Ein *Gender-Studies*-Lexikon zusammenzustellen erweist sich als schwieriges Projekt. Schließlich muss ein sich in alle nur erdenklichen Richtungen enorm ausdifferenziertes Feld angemessen repräsentiert und Nutzenden ein einigermaßen aktueller (und primär englischsprachiger) Forschungsstand zugänglich gemacht werden. Das von Renate Kroll herausgegebene *Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung*, dessen Artikel von mehr als 90 AutorInnen verfasst wurden, ist diesbezüglich der längst überfällige, erste deutschsprachige Versuch.

Das „konkurrenzlose Lexikon“ (Klappentext) ist strukturiert in längere, Überblick verschaffende Dachartikel, die durch kleinere, Schlagwörter und Einzelaspekte erläuternde Einträge ergänzt werden. Hinzu kommen Personendarstellungen, die trotz der im Vorwort der Herausgeberin intendierten Erfassung neuester „Tendenzen, Phänomene, Erkenntnisse und Theorien“ der Geschlechterforschung schnell eine disziplinarthematische Privilegierung der Literaturwissenschaften erkennen lassen. Und, auch das wird bereits beim ersten Durchblättern klar: ‚Geschlecht‘ wird hier sehr oft quasi synonym mit ‚Frauen‘ verwendet.

Deutlich wird das an einer unausgesprochenen Fixierung auf Themen, die im weitesten Sinne um ‚Frauen‘ bzw. ‚Weiblichkeit‘ kreisen. Das hat seine Berechtigung, steht allerdings trotz herkunftsnachzeichnender Genauigkeit im Widerspruch dazu, ein Lexikon der Geschlechterforschung vorlegen zu wollen. Portraitierte nichtweibliche Menschen bzw. Artikel zu deren Problemen, Genealogien, Philosophien oder Leistungen gibt es kaum. Sieht man von Michel Foucault und dem (wie so oft) unter *Deleuze/Guattari* abgehandelten Félix Guattari einmal ab, sind beispielsweise schwule Theoretiker vor allem eins: spektakulär abwesend. Nicht einmal Roland Barthes, dessen Texte gerade der feministischen Analyse von Zeichensystemen die entscheidenden Impulse gaben, ist vertreten. Darstellungen zu Gay-Lib-Denkern wie Guy Hocquenghem und Mario Mieli fehlen ebenfalls. Auch Leo Bersani, Douglas Crimp, John D’Emilio, Jonathan Dollimore, Richard Dyer, David Halperin, Isaac Julien, Kobena Mercer, Lawrence Schehr und Michael Warner (um nur einige zu nennen), die seit Jahrzehnten genauso maßgeblich wie ihre Kolleginnen die Theoretisierung und Institutionalisierung der Geschlechterforschung vorangetrieben haben, sucht man vergebens. Gleiches gilt für Vertretende transidenter Theorie und Trans-Aktivismus. Da nicht einmal die Bekanntesten – Kate Bornstein, Leslie Feinberg und Allucquère Rosanne Stone etwa – aufgenommen wurden, erscheint der im Vorwort artikulierte Anspruch der Herausgeberin, hier würde „die Entwicklung der [...] *Queer Studies* berücksichtigt“, eher fraglich. Bei der überwältigenden Dominanz der auf ‚Frauen‘ bezogenen Artikel wäre ein Titel wie *Lexikon Women’s Studies/Frauenforschung* adäquater gewesen, allerdings hätte eine angemessenere Betitelung zahlreiche weitere Ungereimtheiten dieses Lexikons auch nicht mehr entschärft.

Dies betrifft vor allem Personendarstellungen, die offenkundig frei jeglicher Distanz verfasst wurden. Man stößt nicht nur auf Einträge, bei denen sich die jeweiligen AutorInnen gänzlich mit Kritik zurückhalten, sondern auch auf solche, in denen seit langem als suspekt geltende Viten nicht zu knapp schön-geredet werden. Der Artikel zu Andrea Dworkin etwa unterschlägt, dass diese vorbehaltlos mit der christlichen Rechten kooperiert, wenn Aktionen gegen ‚Pornographie‘ anstehen, da diese einen ähnlich pruden Sexualitätsbegriff verteidigt. Der Backlash, der von den von Dworkin mitformulierten Antipornographiegesetzen ausgeht, trifft mittlerweile in Form staatlicher Repressionen vor allem lesbische und schwule Zusammenhänge massiv. Dworkin ist zudem transphob und hält sich mit den entsprechenden Diskriminierungen nicht zurück. Irritierend unkritisch ist auch das Portrait zu Alice Schwarzer. Dass deren „feministisches und sozialpolitisches Engagement“ in den letzten Jahren die Rehabilitierung Leni Riefenstahls mitbeeinhalten, scheint der zuständigen Autorin so unproblematisch zu sein, dass sie es in ihrer minutiösen Aufzählung aller Lebensstationen und Auszeichnungen Schwarzers erst gar nicht erwähnt. Übertroffen werden diese Beispiele jedoch mit dem Artikel zu Mary Daly. Die

weiße Theologin, deren Haltung seit Jahrzehnten bekannt ist, wird mit einem sich über eine komplette Seite erstreckenden Artikel portraitiert, dessen euphorischer Ton beinahe wie eine Huldigung wirkt. Lesende können dort erfahren, dass Daly „dreifach promoviert“ und ihre Karriere „von zahlreichen Konflikten mit ihrem Arbeitgeber, dem jesuitischen [*sic*] Boston College geprägt“ sein soll. Vorenthalten wird hingegen, dass sich die explizit theoriefeindliche Christin gegenüber Nichtweißen wie eine kolonialzeitliche Missionarin aufführt und transidente Personen als „Frankensteins Monster“ diffamiert, die ein Weltpatriarchat erfunden haben soll, um Frauenbewegungen zu infiltrieren und zu zersetzen. Und wo von Weltverschwörung gesprochen wird, muss man selbst in einem vermeintlich feministischen Kontext nicht lange nach Antisemitismus suchen: „Ihre ‚nachchristliche‘ Position bedeutet für Daly ein Zurückgehen in ‚vorjüdische‘ Zeit; sowohl Judentum als auch Christentum sieht sie der gleichen patriarchalen Tradition verpflichtet“. Mal davon abgesehen, dass der für das Christentum elementare Sexismus keine appropriierte jüdische Tradition ist (eine ignorante Haltung, die etliche christliche Theologinnen auszeichnet), ist es beachtlich, dass die schwärmende Autorin des Artikels meint, Dalys Antisemitismus mit ein paar Anführungszeichen attraktiver machen zu können. Texte von von „vorjüdischer Zeit“ halluzinierenden Personen sind per se indiskutabel, egal ob sie sich selbst ‚feministisch‘ aufs Banner schreiben oder nicht. Daly ist keine Dissidentin, sondern Gläubige im konservativsten Sinne des Wortes – das ist nichts Neues, und im Zweifelsfall hätte ein beliebiger Blick in eines ihrer Traktate gereicht, um sich zu vergewissern, dass eine solch dubiose Person anders dargestellt werden muss.

Der Artikel zu Daly und zahlreiche ähnliche Einträge (u.a. zu *Göttin*, *Gyn/Ecology*, *Liminalität*, *Mond*, *Spiritualität*, *Theologie* usw.) legen die Vermutung nahe, dass hier eine ernsthafte Auseinandersetzung mit zwei ideologischen Grundsäulen westlicher Gesellschaften – christlicher Tradition und kapitalistischem Verwertungsprozess –, die Zweigeschlechtlichkeit und sexuierte Arbeitsteilung mythologisierten und sozial zementierten, nicht gesucht wurde. Das ist allerdings die Minimalprämisse jeder Bestandsaufnahme der Geschlechterverhältnisse – jedenfalls dann, wenn *Gender Studies* als präzise Gesellschaftsanalyse und nicht als Gegenkultur aufgefasst werden, die ihre Legitimation aus der Feststellung zieht, dass Frauen („Maria, Maria Magdalena, Martha“) schon in der Bibel „einen wichtigen Platz“ einnahmen (*Antike*). Nach den bis heute kaum aufgearbeiteten antisemitischen und transphoben Ausfällen der ‚feministischen Theologie‘ seit den 70er Jahren ist es bestenfalls rührend-naiv, einem weibliche(re)n Christentum befreienden, enthierarchisierenden und toleranten Charakter zuzuschreiben. Die Zuspitzung dieser unreflektierten Wissenskanonisierung findet sich in ohnehin fragwürdigen Artikeln zu *Jungfräulichkeit* und *Schwangerschaft*, die dermaßen ideologisch aufgeladen sind, dass sie auch einer katholischen Beratungsbroschüre entlehnt

sein könnten. Formulierungen, derer sich die entsprechenden Autorinnen dort bedienen (Fötus wird da beispielsweise als „heranreifendes Kind“ bezeichnet) und die abermals distanzlose Art und Weise, wie einer lustfeindlichen und heterosexistischen Doktrin mit wohlwollender Anerkennung statt grundlegender Kritik begegnet wird, werfen vor allem eine Frage auf: die nach der eigentlich mit diesem Lexikon verfolgten Absicht.

Ob es darum ging, ein seriöses Nachschlagewerk zu veröffentlichen, oder ob die Motivation möglicherweise darin lag, unbedingt das *erste* deutschsprachige *Gender-Studies*-Lexikon zusammenzustellen, ist angesichts der sehr selektiven Diskurswiedergabe eine durchaus legitime Frage. Zumindest wird man während der genaueren Lektüre nicht den Eindruck los, dass die versammelten 500 Einträge eher konzeptlos zusammengestellt wurden. In den bereits erwähnten Artikeln finden sich genügend Belege dafür, dass es nicht primär darum ging, alternatives Wissen zu vermitteln – und das trotz der emanzipatorischen Intention, die der Geschlechterforschung eigentlich inhärent sein sollte. Die enorme Materialfülle führt zur unreflektierten Aufnahme überflüssiger Einträge und mindert gerade den Nutzen der Schlagwortartikel: auf wenige Zeilen beschränkt lassen sich die für die *Gender Studies* zentralen, komplexen Begriffe aus Philosophie, Literaturwissenschaft oder Psychoanalyse kaum brauchbar erklären oder gar in einen größeren Zusammenhang einordnen. Eine die Qualität des Dargestellten senkende Simplifizierung schleicht sich unvermeidlich ein.

Deutlich wird dies unter anderem in Artikeln zur Thematik, die gemeinhin als ‚Französischer Feminismus‘ gehandelt wird. Sie sind beinahe durchgehend textfern und wirken wie aus einer schlechten Einführung in feministische Theorien abgeschrieben. Cixous’ Konzept der *écriture féminine* wird an verschiedensten Stellen so obskur gehandhabt, dass im eigentlichen Artikel zu diesem Begriff (der eben nicht ‚weibliches Schreiben‘ meint und deshalb lieber unübersetzt gelassen werden sollte) gleich noch die enorm divergierenden Thesen von Irigaray, Kristeva und Wittig subsumiert werden. Die Artikel zu Cixous oder Irigaray lesen sich zudem, als ob die Portraitierten seit 20 Jahren tot wären, da auf die zahlreichen Veröffentlichungen beider Autorinnen aus den 80er und 90er Jahren nicht eingegangen wird. Entsprechend endet die Darstellung Letzterer auch mit dem uralten Vorwurf des Essentialismus. Und da Essentialismus in der deutschen Diskussion als Synonym für ‚Differenzfeminismus‘ verwendet wird, ist die Folgeaussage eine Stigmatisierung (oder Vereinnahmung) aller genannten Denkerinnen als „Differenztheoretikerinnen“ (*écriture féminine*), die nicht wegen ihrer Leistungen, sondern „aufgrund der spezifischen politischen Konstellation Anfang der 70er Jahre Lehrstühle an Pariser Universitäten“ bekommen haben sollen. Wer die Atheistin Kristeva „Differenztheoretikerin“ nennt, obwohl diese bereits zu Hochzeiten von Matriarchats- und Göttinnenkult visionär ein Ende der metaphysischen Diktatur des

Geschlechterdualismus forderte, sollte sich vielleicht doch lieber Primärtexten zuwenden. Unthematisiert bleibt zudem, weswegen eigentlich stets auf Cixous, Irigaray und Kristeva als exemplarischste Vertreterinnen poststrukturalistischer Theoriebildung in Frankreich rekurriert wird. Die imaginäre Gruppe, die nie ein kohärenter Zusammenschluss Pariser Intellektueller war, wird mit der Hinzuzaddierung von Wittig einfach zum Quartett eines vermeintlich weiblichen Schreibens erklärt. Eine differenziertere Darstellung hätte sich hier von selbst ergeben, wenn nicht fast sämtliche Artikel dieses Komplexes von der gleichen Autorin verfasst worden wären – vergleiche dazu den guten, inhaltlich merklich aus der Reihe fallenden, da eben aus anderer Hand stammenden Kristeva-Artikel.

Es bleibt unklar, wie man bei solch mangelhaften Personendarstellungen und Einträgen zu einem „historischen Verständnis der *Gender*-Wissenschaften“ (Vorwort) kommen soll. Laut Herausgeberin beinhaltet der Erwerb dieses Verständnisses nicht nur das Nachzeichnen von Entwicklungslinien wie der „Differenzdebatte (französischer Feminismus)“, sondern auch der „geographischen Besonderheiten der feministischen Strömungen“. Chicana-Theorien oder afroamerikanische Kritik am Eurozentrismus vieler weißer Feministinnen als „geographische Besonderheiten“ zu bezeichnen ist eine Haltung, die man getrost neokolonialistisch nennen darf, da die schiefe Wahrnehmung nicht nur im Vorwort artikuliert wird, sondern programmatisch für das ganze Lexikon ist. Entsprechend dem ihnen zugewiesenen Status als „Besonderheiten“ werden diese – von den an einer Hand abzuzählenden Ausnahmen (Angela Davis, bell hooks, Gayatri Chakravorty Spivak, Trinh T. Minh-ha) abgesehen – quasi ausschließlich in Artikeln wie *Chicana-Feminismus* oder *Dritte-Welt-Feminismus* behandelt. Dass man dafür jedoch alle paar Seiten auf irgendeine weiße Literaturwissenschaftlerin stößt, die vor x-Jahren eine x-beliebige geschlechterrelevante Monographie vorgelegt hat, scheint bei der Zusammenstellung des Lexikons niemanden gestört zu haben. Oder dass sich der Artikel zu Trinh T. Minh-ha unter *Minh-ha*, also deren Vornamen, eingeordnet findet. Solche Schlampereien laufen zwangsläufig auf uneingestandenen Eurozentrismus hinaus und erklären die Abwesenheit von Personendarstellungen zu Gloria Anzaldúa, Hazel Carby, Chandra Talpade Mohanty, Uma Narayan, Aihwa Ong, Barbara Smith, Sara Suleri und etlichen anderen von selbst.

Dass nicht nur eine befremdliche Auswahl an Personen, sondern auch an Grundbegriffen für dieses Lexikon vorgenommen wurde, wird bereits beim Durchblättern der ersten Seiten deutlich. AIDS wird auf diesen kein eigener Artikel zugestanden. Homophobie soll man unter *Heterosexualität* nachlesen, Transphobie sucht man vergebens. Das gilt auch für einen Artikel zu Aktivismus, der exemplarische Interventionen und Allianzen der letzten Jahre (etwa ACT UP, Guerilla Girls, Lesbian Avengers oder Sex Panic!) tradiert hätte. Die Abwesenheitsliste wichtiger Termini lässt sich fortsetzen: Heteronorma-

tivität, Riot Grrrl, Queercore, Strategischer Essentialismus und Zwangsheterosexualität fehlen genauso wie die Schlagwörter *disidentification*, *frontera*, *in/appropriate/d other* oder *unlearning*, die in der internationalen Diskussion seit Jahren selbstverständliche Verwendung finden.

Letztendlich ist es ein anderer Themenkomplex, welcher der Herausgeberin bei der Zusammenstellung offensichtlich relevant schien und dem deshalb Platz und Privileg eingeräumt wurde: „Auch die Tatsache, daß sich jahrhundertlang Autorinnen und Autoren, die sich öffentlich für das weibliche Geschlecht aussprachen, regelmäßig auf Maria und andere vorbildliche Jungfrauen bezogen, zeigt das emanzipatorische Potential der Jungfräulichkeit“ (*Jungfräulichkeit*). Und: „Andere sehen sie [Maria] als Frau, die in Freiheit ihren Lebensweg geht und in ihrer exemplarischen Spiritualität Vorbild für alle Menschen sein kann“ (*Maria*). Und: „Die Frauen-Mystik ist gekennzeichnet durch eine starke Dominanz des Gefühls, sinnliche Beschreibungen des Erfahrenen – als leidende, schmerzhaft Nachfolge Christi wie als erotische Jesusminne – in Visionen, Auditionen und Ekstasen“ (*Mystik/Frauenmystik*). Und: „Ein Einfluß des Mondes auf die weibliche [*sic*] Menstruation ist zwar wissenschaftlich nicht nachweisbar, jedoch bis heute Teil des abendländischen Volksglaubens und wiedererwachten Interesses an Esoterik und Okkultismus“ (*Mond*). Und: „Angesichts globaler politischer Probleme und Bedrohungen wurde die Göttin zu einer wesentlichen Figur für eine neue feministische Theologie und Spiritualität, zu einem Symbol für eine notwendige Ergänzung ‚männlicher‘ Eigenschaften“ (*Göttin*). Und so weiter.

Angesichts globaler politischer Probleme und Bedrohungen wäre vor allem eine rigorose Auswahl der Herausgeberin angebracht gewesen. In einer Zeit, in der sich noch nicht einmal ein vergleichsweise triviales Ziel wie die geschlechtsneutrale Sprache an Universitäten durchgesetzt hat, bedarf es nach wie vor einer mythenzersetzenden und akkuraten Wissensvermittlung, die nicht vor den am penibelsten gehüteten ‚Traditionen‘ der westlichen Welt halt macht – sei es aus einem falschen, allzu bequemen feministischen Pluralismusverständnis heraus oder auf Grund schlichter Ignoranz gegenüber jenen normierenden Strukturen, denen man in einer neoliberalen, nur vordergründig säkularisierten Gesellschaft ausgesetzt ist. Wenn die hier vorgenommene Aufwertung der repressivsten Elemente christlich-esoterischer Regression exemplarisch für den „aktuellen Forschungsstand“ der *Gender Studies* sein soll, ist zumindest das, was sich die Herausgeberin und einige beteiligte AutorInnen unter dem Fach vorstellen, nichts Geringeres als die totale Affirmation des Status quo.

Ursula Degener

Eine echte Einführung in feministische und Gender-Theorien – nicht nur für PolitikwissenschaftlerInnen

Judith Squires: *Gender in political theory*, Cambridge 2000 (Polity Press, 240 S., 32,00 €).

Die britische Politikwissenschaftlerin Judith Squires, die 1997 schon zusammen mit Sandra Kemp einen sehr erfolgreichen und umfassenden Oxford Reader mit dem Titel *Feminisms* herausgegeben hatte, hat 1999 ein Lehrbuch veröffentlicht, das in den englischsprachigen Ländern zu Recht als Standardliteratur in *Women's* und *Gender Studies*-Kursen verwendet wird, und das nicht nur im Bereich der Politikwissenschaft. Seit 2000 gibt es dieses Lehrbuch auch als bezahlbarere Paperback-Ausgabe. Squires hat eine systematische Überblicksdarstellung der wichtigsten Diskussionen innerhalb feministischer Theorien vorgelegt, die auch für AnfängerInnen verständlich, übersichtlich und spannend geschrieben ist. Das Buch ist reich an Begriffsklärungen, an politisch-praktischen Beispielen (z. B. Zahlen zur politischen Partizipation von Frauen in Großbritannien), Argumenten für und gegen verschiedene theoretische Positionen und Literaturanregungen zur Vertiefung der Diskussion.

Die ersten drei Kapitel des Buches beginnen mit der Diskussion der Begriffe *Gender*, Theorie und Politik. Diese Diskussionen werden jedoch nicht unabhängig voneinander dargestellt, sondern vielfach aufeinander bezogen. Unterschiedliche Politikbegriffe werden aus verschiedenen Perspektiven von *Gender*-Begriffen und von verschiedenen wissenschaftstheoretischen Positionen her erläutert und diskutiert. Die Autorin unterscheidet durchgängig zwischen Strategien der Inklusion, der Umkehrung und der Transformation in *Gender*-Theorien (*inclusion*, *reversal* and *displacement*). Diese Strategien, die in etwa liberalem Feminismus, radikalem Feminismus und genealogischem Feminismus/Dekonstruktion oder auch den politischen Positionen von Gleichheit, Differenz und Diversität entsprechen, bringt sie auch mit anderen Typologisierungen feministischer und *Gender*-Theorien in Zusammenhang und diskutiert alle Unterscheidungsverfahren kritisch aus politischer und theoretischer Sicht. Die anderen Typologisierungen, seien sie chronologisch, geografisch, politisch oder theoretisch inspiriert, könnten allerdings noch ausführlicher vorgestellt werden. Vor allem die alte, aber immer noch virulente ‚ideologische‘ Unterscheidung nach Alison Jaggar zwischen liberalem, marxistischem und radikalem Feminismus sollte in einem Einführungsbuch mehr Platz einnehmen. Die in den weiteren Kapiteln folgenden Diskussionsüberblicke zu den Schlüsselbegriffen Gleichheit, Gerechtigkeit, Bürgerschaft und Repräsentation nehmen konsequent die Systematik von Inklusion, Umkehrung und Trans-

formation immer wieder auf, was das Lesen sehr einfach und die Positionen leicht erinnerbar macht. Squires bleibt dabei immer scharf in der Analyse, aber zurückhaltend im Urteil.

Unter ‚Gleichheit‘ wird die Konkurrenz zwischen Gleichheits-, Differenz- und Diversitätspolitik diskutiert, das Kapitel über Gerechtigkeit beschäftigt sich mit dem Konflikt zwischen sozialer und kultureller Gerechtigkeit und der Dichotomie von Gerechtigkeits- und Fürsorgeethik. Im mit „Citizenship“ überschriebenen Kapitel über Bürgerschaft geht es um die Frage, ob (Staats)Bürgerschaft geschlechtsspezifisch ist. Mit den Rechten und Pflichten von BürgerInnen werden kommunitaristische und maternalistische politische Theorien diskutiert, Universalismus und Partikularismus in multikulturellen Gesellschaften werden problematisiert, und nicht zuletzt geht es auch um die Frage nach dem Staat oder der Gemeinschaft, deren Mitgliedschaft verhandelt wird. Das Repräsentationskapitel behandelt das Verhältnis von Interessen-, Identitäten- und Gruppenrepräsentation aus den verschiedenen Perspektiven und argumentiert viel mit empirischen Belegen zur Repräsentation von Frauen in Großbritannien.

Das Buch ist sehr ausgewogen in der Beurteilung der verschiedenen Ansätze; sollte man eine Tendenz ausmachen wollen, so ist sie in der Zustimmung zum integrativen Trend in der Transformationsstrategie zu finden. Ein Kritikpunkt könnte die eher beiläufige Anfügung eines Kapitels zu *Men's Studies* sein, die sich allerdings auch aus dem allgemein noch in den Anfängen befindlichen Dialog zwischen Männer- und Frauenforschung erklären lässt. „Gender in Political Theory“ ist ein wunderbares Lehrbuch zu *Gender*-Theorien in der Politikwissenschaft, aber in weiten Teilen durchaus auch in anderen Disziplinen nutzbar. Er führt mit einem guten Überblick und ausgewogenen Positionen in die wichtigsten Kontroversen feministischer politischer Theorie ein und verdeutlicht den Einfluss, den *Gender*-Ansätze in den englischsprachigen Ländern schon auf die Politikwissenschaft und die politische Theorie gewonnen haben.

Antonia Ingelfinger

Künstlerinnen im Blick

Salean A. Maiwald: *Von Frauen enthüllt. Aktdarstellungen durch Künstlerinnen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Berlin 1999 (Aviva Verlag, 212 S., 21,50 €).

Judy Chicago/Edward Lucie-Smith: *Der andere Blick. Die Frau als Modell und Malerin*. Aus dem Englischen von Christian Kennerknecht, München 2000 (Knesebeck, 192 S., 39,90 €).

Frances Borzello: *Ihre eigene Welt. Frauen in der Kunstgeschichte*. Aus dem Englischen von Cornelia Panzacchi, Hildesheim 2000 (Gerstenberg, 224 S., 39,88 €).

Künstlerinnen sind im Kanon der offiziellen Kunstgeschichte bis heute immer noch recht spärlich vertreten, obwohl es sie nachweislich seit frühester Zeit gegeben hat. In jüngster Zeit wurden vermehrt Versuche unternommen, an (fast) vergessene Künstlerinnen zu erinnern und die Tatsache herauszustreichen, dass Frauen trotz erheblicher gesellschaftlicher Hürden bedeutende Kunstwerke geschaffen haben. Alle drei Bücher stellen Künstlerinnen und ausgewählte Werke seit dem Mittelalter oder der Neuzeit vor und beleuchten die Lebens- und Arbeitsbedingungen von KünstlerInnen in der jeweiligen Zeit. Dabei befassen sie sich implizit oder explizit mit der Frage, warum diese teilweise sehr erfolgreichen Frauen so selten oder marginal in die Kunstgeschichtsschreibung eingegangen sind und wie es kommt, dass so viele von ihnen in Vergessenheit gerieten. Dass es an der Qualität der Arbeiten nicht liegen kann, stellen alle drei Bücher klar heraus. Es ist daher auch nicht das Ziel der AutorInnen, eine eigene ‚Frauen‘-Kunstgeschichte zu schreiben, die neben der offiziellen Kunstgeschichte steht, sondern die Darstellungen wollen Kunst von Frauen würdigen und sich dafür stark machen, dass deren kulturelle Leistungen in Zukunft adäquat anerkannt und in die Kunstgeschichtsschreibung und -lehre aufgenommen werden.

Wem ist heute schon bewusst, dass der weibliche Akt erst in jüngerer Zeit zum bevorzugten Sujet der Malerei geworden ist und dass ihm eine lange Tradition männlicher Aktdarstellungen vorangegangen ist? Erst recht, dass auch Künstlerinnen durch die Jahrhunderte den nackten menschlichen Körper verewigten, dürfte weitgehend unbekannt sein. Salean A. Maiwald stellt in dem ansprechend gestalteten, handlichen Buch *Von Frauen enthüllt. Aktdarstellungen durch Künstlerinnen vom Mittelalter bis zur Gegenwart* Künstlerinnen vor, die sich trotz aller Hemmnisse religiöser, moralischer oder sozialer Natur nicht von der Darstellung des menschlichen Aktes haben abhalten lassen.

Ihre weitgehend chronologische, sehr knappe Vorstellung von Künstlerinnen und einer Auswahl ihrer Werke ist in die jeweilige Zeitgeschichte eingebettet und beleuchtet neben den Entwicklungen in der Kunst auch die Lebens- und Arbeitsbedingungen von KünstlerInnen. So erfahren wir, dass Frauen aufgrund des ihnen zugeschriebenen Schamgefühls den nackten menschlichen Körper nicht studieren und bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht am Aktzeichnen teilnehmen durften. Auf diese Weise wurden Frauen aus dem ‚Heiligsten‘ der künstlerischen Ausbildung ausgeschlossen und um die Anerkennung gebracht, welche die Darstellung des menschlichen Körpers, Jahrhunderte lang das angesehenste unter den Sujets, einbrachte.

Maiwald beginnt ihre Darstellung mit dem Mittelalter und führt sie bis ins 20. Jahrhundert hinein, wobei leider nicht alle besprochenen Kunstwerke eine Abbildung finden. Jedes Kapitel rückt in der Regel eine Künstlerin mit Vorbildcharakter in den Vordergrund, die meist schon einen gewissen Bekanntheitsgrad hat.¹ Dieser werden dann weitere Künstlerinnen oder Persönlichkeiten aus anderen kulturellen und gesellschaftlichen Bereichen zur Seite gestellt. Die Autorin streicht dabei immer das Positive heraus und ist besonders an selbstbewussten Positionen interessiert, die das eigene Frausein bejahend oder utopisch thematisieren. Im vorletzten Kapitel geht es um die ‚Neue Frauenbewegung‘, die aufgrund des sehr begrenzten Raumes nur noch cursorisch abgehandelt wird. Das mag angemessen erscheinen, weil es über die zeitgenössischen Künstlerinnen mehr Literatur gibt als über Künstlerinnen vor dem 20. Jahrhundert und es daher leichter ist, sich über sie zu informieren. Trotzdem wirkt dieser Abschnitt etwas kurzatmig, und es gelingt der Autorin nicht, über bloßes ‚Name-Dropping‘ hinaus zentrale Anliegen und spezifische Herangehensweisen der teilweise sehr verschiedenen Künstlerinnen zu vermitteln. Schade ist auch, dass das Thema Aktfotografie und überhaupt der Einfluss der Fotografie auf Aktmalerei und -skulptur nur in einem Nebensatz erwähnt werden.

Insgesamt bietet das Buch jedoch einen guten Einstieg in die Materie und macht Lust, mehr über die vergessenen Künstlerinnen und deren Werke zu erfahren. Anstöße zur Vertiefung ermöglichen die Anmerkungen im Text und eine angefügte Literaturliste. Empfehlenswert erscheint mir das Buch besonders für interessierte Laien, aber auch Studierende oder Dozierende der Bildenden Kunst und der Kunstgeschichte können durch die Lektüre den blinden Fleck ihrer Disziplin zu beseitigen beginnen.

Der andere Blick. Die Frau als Modell und Malerin ist das Gemeinschaftsprojekt der wohl bekanntesten feministischen Künstlerin, Judy Chicago, und des renommierten Kunsthistorikers Edward Lucie-Smith. In zehn thematischen Kapiteln werden Arbeiten sowohl von Künstlerinnen als auch von Künstlern vorgestellt und vor allem hinsichtlich ihres dargestellten Inhalts kritisch kommentiert. Die besprochenen Werke entstammen vor allem den

letzten beiden Jahrhunderten des westlichen Kulturkreises. Auf der Suche nach künstlerischen Vorbildern und Vergleichsbeispielen gehen die AutorInnen jedoch bis auf frühe und antike Hochkulturen zurück. Ihr erklärtes Ziel ist, die offizielle, durch ein patriarchales Wertesystem beeinflusste Kunstgeschichtsschreibung um Künstlerinnen und deren Werke zu bereichern und damit eine Tradition ‚weiblicher‘ Kunst zu schaffen. Gleichzeitig sollen die künstlerischen Qualitätskriterien kritisch hinterfragt werden, die Jahrhunderte lang dazu geführt haben, Künstlerinnen aus der Kunstgeschichte auszuschließen. Während Lucie-Smith den Haupttext kraft seiner Autorität als Kunsthistoriker bestreitet, steuert Chicago in Randkolumnen zum Thema passende Zitate aus anderen Quellen, sehr persönliche Einschätzungen und eigene Erfahrungen als Frau und Künstlerin bei.

Das Buch versammelt zahlreiche Abbildungen von Kunstwerken, die der Öffentlichkeit bisher kaum zugänglich waren, und stellt sie neben Werke, die in der Kunstgeschichte ein Begriff sind. Hintergrundinformationen zu der Stellung und den Lebensbedingungen von Frauen betten die vorgestellten Kunstwerke in einen historischen Kontext ein, der sich teilweise in den Werken widerspiegelt. Wir erfahren, dass Kunst von Männern nicht nur die Entwicklung der Stile und Avantgarden einzelner Epochen prägte, sondern auch die Sichtweise auf die Welt. Frauen hätten sich Jahrhunderte lang nur dann als Künstlerinnen etablieren können, wenn sie die von Männern geprägte Sichtweise übernommen hätten. In die Kunst hineingetragene ‚weibliche‘ Lebenserfahrungen hätten oft zu der abwertenden Bezeichnung ‚Frauenkunst‘ geführt, wogegen von Männern favorisierte Themen und Perspektiven als universell relevant akzeptiert worden seien. Sie stellen überzeugend dar wie Frauen gegen Benachteiligungen aufgrund ihres Geschlechts ankämpfen mussten, gegen schlechtere oder fehlende Ausbildungsangebote, den Ausschluss aus den Aktzeichenklassen und die traditionelle Rollenverteilung, die ihnen die Zuständigkeit für den Haushalt und die Versorgung der Kinder zuwies. Die erschwerten Schaffensbedingungen und der Ausschluss aus wichtigen Kulturbereichen hätten wiederum fast zwangsläufig zum Ausschluss aus der Kunstgeschichtsschreibung aufgrund angeblich minderer Qualität der Arbeiten geführt – ein Teufelskreis, aus dem nur schwer auszubrechen war.

Die AutorInnen führen uns dieses Problem-Szenario vor Augen und suchen nach einem „oppositionellen Blick“ in den Werken von Künstlerinnen. Außerdem nehmen sie das Bild der Frau unter die Lupe und setzen sich mit der Art und Weise auseinander, wie Frauen von KünstlerInnen gesehen und verewigt werden. Als Wertmaßstab gilt ihnen hier vor allem die Schilderung von aktiven, starken und selbstbewussten Frauen, um damit der traditionell eher passiven und objektivierenden Darstellung von Frauen ein positives Bild entgegenzusetzen.

Diese Forderung nach idealisierenden, kraftstrotzenden Visionen übergeht jedoch andere kritische Ansätze wie z.B. dokumentarische Darstellungen von Unterdrückung und Ausbeutung oder die ironische Übertreibung von Geschlechterklischees. Ihre rein inhaltliche Bildbetrachtung kann bei weitem nicht allen Arbeiten gerecht werden, weil diese dadurch aus dem Werkkontext gerissen werden und auf eine Analyse der Darstellungsmittel weitgehend verzichtet wird. Aber auch mit den besprochenen Bildwerken findet meist keine intensive Auseinandersetzung statt. So klären die AutorInnen nicht darüber auf, was genau eine Darstellung in ihren Augen problematisch oder gar frauenfeindlich macht, sondern gehen von einer auf den ersten Blick ablesbaren Botschaft aus.

Das Fehlen von tiefer gehenden Analysen und die Forderung nach einer ‚normierten‘ Darstellung von Weiblichkeit enttäuschen die Hoffnungen der LeserIn auf um feministische Perspektiven erweiterte Kunstkriterien. Die beiden AutorInnen drehen den Spieß der Kunstkritik lediglich um. Wenn vorher nur der männliche Blick und ein avantgardistischer Stil den Wert eines Kunstwerkes beglaubigen konnten, so soll es jetzt die positive, nicht-voyeuristische Darstellung der Frau sein – eine eindimensionale, moralisierende Haltung. Manche Künstlerinnen fallen dadurch zweimal durch das Raster der Auslese: einmal durch das der ‚offiziellen‘ Kunstgeschichte wegen angeblicher Qualitätsmängel und ein zweites Mal bei Chicago und Lucie-Smith wegen ihres ‚negativen‘ Inhalts. So basiert die geforderte, neu zu schreibende Kunstgeschichte weiterhin auf Ausschluss aufgrund einseitiger Auswahlkriterien.

Wenn man bei zahlreichen KunsthistorikerInnen kritisieren kann, dass sie sich auf formale Aspekte und die Entwicklung der Darstellungsmittel konzentrieren und vom Inhalt nahezu absehen, selbst wenn sie damit ästhetisierte Vergewaltigungsszenen indirekt legitimieren, so lässt sich hier das Gegenteil konstatieren. Die ausschließlich inhaltliche Analyse wird einem Kunstwerk ebenso wenig gerecht, weil sich auch in den formalen Mitteln der künstlerische Zugriff auf die Welt und die Auseinandersetzung mit ihr spiegeln. Beim Kampf um die Angemessenheit von Inhalten der Kunst und ihrer Darstellung bleibt außen vor, dass es schwierig ist, gültige, objektive Kriterien zu schaffen, die keine willkürlichen, dem Kunstmarkt oder einflussreichen KritikerInnen geschuldeten Anteile enthalten. Es bleibt also nach wie vor ein Desiderat der Kunstgeschichte, die von Männern gemachten Kunstkriterien kritisch zu hinterfragen und ihnen Kriterien gegenüber zu stellen, die auch Lebenserfahrungen von Frauen berücksichtigen.

Die das Buch durchziehende Stilisierung der Frau als die ‚Andere‘, die aus ihrer eigenen Perspektive auf die Welt schaut, zementiert die traditionell biologistisch aufgefassten Unterschiede zwischen Mann und Frau. Dieser Essentialismus zelebriert letztlich ‚ewige‘ Wahrheiten und setzt auf Konfrontation und

Geschlechterkampf statt auf produktiven Austausch und die langfristige Änderung von festgeschriebenen Geschlechtsidentitäten.

Problematisch ist auch die Rollenaufteilung unter den AutorInnen. Während die von Chicago verantworteten Textpassagen kämpferisch eine feministische Sichtweise übernehmen, geriert sich Lucie-Smith als objektiver Kunstexperte, dessen Formulierungen allerdings immer etwas unbeholfen und naiv wirken, sobald er eine Lanze für ‚die‘ feministische Perspektive brechen will.² In diesen Momenten scheint er selbst nicht von seiner Rede überzeugt zu sein, was ein ungünstiges Licht auf das gesamte Buchprojekt wirft.

Die problematische Herangehensweise der AutorInnen macht das berechnete Anliegen, mehr Künstlerinnen in den Kanon der Kunstgeschichte aufzunehmen, diesen um neue Sichtweisen und Themen zu erweitern und tradierte Kunstkriterien kritisch zu hinterfragen, teilweise wieder zunichte. So liest sich das Buch, nicht zuletzt wegen des Fehlens von Quellenangaben und einer Literaturliste, eher als Bekenntnis oder Belehrung, denn als ernst zu nehmendes kunsthistorisches Werk.

Frances Borzello will mit dem reich bebilderten Buch *Ihre eigene Welt. Frauen in der Kunstgeschichte* der männlichen Kunstwelt, die Künstlerinnen nach ihrem Geschlecht beurteile, eine weibliche Genealogie der künstlerischen Erfolge gegenüberstellen. In sechs chronologisch angeordneten Kapiteln beleuchtet sie die Lebensumstände und die Entwicklung ausgewählter Künstlerinnen vom 16. Jahrhundert bis heute anhand zeitgenössischer Quellen und Literatur sowie deren eigener Aufzeichnungen. Die dargestellten Künstlerinnen – ausnahmslos selbstbewusste und erfolgreiche Frauen – rücken als Persönlichkeiten in den Blick und kommen bisweilen auch selbst zu Wort. Allerdings erscheint die Auswahl der Schlüsselfiguren vor allem ab dem 19. Jahrhundert sehr anglo-amerikanisch, und das 20. Jahrhundert ist nur rudimentär mit wenigen Positionen vertreten, die letztlich ein einseitiges Bild dieses Zeitraums entwerfen.

Borzello verschweigt keineswegs die Hemmnisse und Widerstände, denen sich Künstlerinnen zu allen Zeiten ausgesetzt sahen, betont aber vor allem deren geschickten Umgang mit ihrer besonderen Situation und feiert ihre Triumphe. Den Ausschluss von Frauen aus wichtigen Ausbildungsstätten, das Verwehren von Aktstudien und anatomischen Kenntnissen hätten Künstlerinnen schon früh zu umgehen versucht. Dass sie es trotz aller Finesse, Begabung und Selbstdisziplin weitaus schwerer hatten als ihre männlichen Kollegen und dass bei Künstlerinnen neben handwerklichem Können und innovativen Einfällen auch Jugend, Schönheit, Tugendhaftigkeit und gesellschaftlicher Umgang Voraussetzungen zum Erfolg darstellten, macht sie eindrucksvoll deutlich. Die Autorin unterstreicht an mehreren Stellen die Notwendigkeit, sich an gesellschaftliche Vorstellungen und Kundenwünsche anzupassen, um sich als Frau

in der Kunstwelt durchzusetzen. Problematisch erscheinen die ‚Anpassungskünste‘ der vorgestellten Künstlerinnen, wenn man sie mit den Maßstäben der ‚traditionellen‘ Kunstgeschichtsschreibung liest, die vorwiegend die ‚geniale‘ Umsetzung eigener, völlig neuer, gegen die herrschenden Erwartungen verstößender Ideen honoriert. Den sich dabei unwillkürlich einstellenden Eindruck von Minderwertigkeit hat Borzello mit Sicherheit nicht intendiert, sie versäumt es jedoch, sich gegen die gängigen Kunstkriterien abzugrenzen. Für das 20. Jahrhundert stellt sie heraus, dass sich feministische Künstlerinnen seit den 70er Jahren gegen die immer unerschwerter werdenden Versuche, Frauen aus der Kunstgeschichte auszuschließen, wehren, indem sie versuchen, die Spielregeln zu ändern, statt sich ihnen anzupassen. Die Autorin würdigt die Arbeit feministischer Protagonistinnen wie Judy Chicago, warnt aber auch vor subjektiven Verzerrungen und vor einer feministisch gewendeten Kunstgeschichte des Ausschlusses, wenngleich sie deren Fundamentalkritik an der von Männern dominierten Kunstwelt und deren einseitigem Blick teilt.

Dies zeugt von der generellen Schwierigkeit, mit der alternative Kunstgeschichtsschreibungen konfrontiert sind. Ist es ratsam, sich an den bereits etablierten kunsthistorischen Qualitätskriterien zu orientieren und diese um Gender-Aspekte zu erweitern, oder gilt es, eine völlig neue Perspektive einzunehmen? Welche Art von Kriterien lässt eine Künstlerin wie erscheinen und welche Auswirkungen hat diese Wahl? Gerade, wenn sich Künstlerinnen an das jeweilige Establishment der Zeit angelehnt haben, stellt sich die Frage, ob dies positiv oder negativ zu werten sei. Spricht es aus heutiger Sicht für oder gegen sie, wenn sie ihre eigenen Ausdrucksweisen erarbeitet haben? Das Problem besteht darin, dass die etablierten Kunstkriterien immer noch über alle Kritik erhaben und objektiv zu sein scheinen, auch wenn sich inzwischen herausgestellt hat, dass sie zu ungerechtfertigtem Ausschluss von Positionen geführt haben und auch andere Sichtweisen hohe Plausibilität besitzen. Borzello thematisiert diese Probleme, kritisiert aber explizit nur ‚die‘ feministische Sichtweise als einseitig. Angesichts von Publikationen wie die von Judy Chicago und Edward Lucie-Smith erscheint diese Reaktion verständlich, fügen diese doch der Diskussion um den Ausschluss von Frauen aus dem Kanon der Kunstgeschichte und der Neuverhandlung von Qualitätskriterien eher Schaden zu als ihr zu nutzen. Letztlich ist es jedoch bedauerlich, dass ein so gut recherchiertes und argumentativ überzeugendes Werk wie das von Borzello sich selbst nicht als feministisch einordnen will, obwohl es diese Bezeichnung mit Recht tragen und mit positivem Inhalt füllen könnte.

Insgesamt bietet das Buch eine gelungene, kenntnisreiche Darstellung der Kunst von Frauen durch die Jahrhunderte, ihrer Lebensumstände, ihrer Werdegänge, ihrer Probleme und Erfolge. Es ist als entscheidender Schritt hin zu einer angemessenen kunsthistorischen Würdigung von Künstlerinnen und ihren

Werken zu werten und sei Frauen wie Männern, Laien wie ExpertInnen zur Lektüre empfohlen.

Anmerkungen

- 1 Witzigerweise macht die Autorin aus dem amerikanischen Bildhauer Hiram Powers eine Frau und kritisiert die ablehnende Haltung der Öffentlichkeit angesichts ‚ihrer‘ Aktskulptur *Griechische Sklavin* aufgrund moralischer Bedenken. Chicago und Lucie-Smith beziehen sich dagegen abfällig auf dieselbe Skulptur, wobei sie sie fälschlicherweise als *Griechischen Sklaven* – vermutlich ein Übersetzungsfehler – bezeichnen.
- 2 Der im Folgenden zitierte doppelzüngige Schlusssatz über Botticellis *Die Geburt der Venus* zeugt von der lavierenden Ausdrucksweise des Autors, der seinen eigenen kunsthistorischen Einschätzungen lediglich eine ‚feministische‘ Wendung anfügt. „Glücklicherweise blieb uns dieses Gemälde von Botticelli erhalten, wenn auch das Sujet in einem feministischen Kontext kaum überzeugen kann.“ (S. 27)

Rezension zum Thema

**,Grenzüberschreitungen:
Zwischen Feminismus und *Postcolonial Studies*'**

Miriam Nandi

Feministische Globalisierungskritik? – Gayatri Chakravorty Spivak – Imperative zur Neuerfindung des Planeten

Gayatri Chakravorty Spivak: *Imperatives to Re-Imagine the Planet. Imperative zur Neuerfindung des Planeten*, Wien 1999 (Passagen Verlag, zweisprachige Ausgabe, hrsg. v. Willi Goetschel, aus dem Englischen von Bernhard Schweizer, 95 S., 13,00 €).

Wenn es eine feministische Globalisierungskritik gäbe, dann wäre die in Columbia lehrende indische Kulturtheoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak wahrscheinlich am ehesten dafür prädestiniert, einer solchen Kritik das Wort zu reden. Spivak, die in einer eklektischen theoretischen *Mélange* feministische, dekonstruktivistische und marxistische Ansätze miteinander verquickt, befasst sich seit nunmehr zwei Jahrzehnten mit dem komplizierten Geflecht aus Geschlechterdifferenz, Klasse und Ethnizität, das Frauen aus den untersten Schichten der Dritt-Welt-Länder gefangen hält. In dem vorliegenden zweisprachig erschienenen Band bleibt der feministische Impetus jedoch – für Spivak untypisch – eher verhalten.

„Imperatives to Re-Imagine the Planet“ ist die schriftliche Fassung der *Mary Levin Goldschmid Bollag Memorial Lecture*, die Spivak 1997 auf Einladung der Schweizer Stiftung Dialogik hielt. Der Kontext ist nicht unwesentlich, da Spivak ihren Text als Ergänzung, als *supplément*, zur Idee der Dialogik versteht. Ein *supplément* ist jedoch für die Dekonstruktivistin Spivak nicht einfach nur eine unwesentliche ‚Fußnote‘ zu einer in sich konsistenten und überzeugenden Theorie, sondern auch ein Weg, um die Ergänzungswürdigkeit, die Unvollständigkeit eines Theoriegebäudes aufzuzeigen. Hermann Levin-Goldschmids Konzept der Dialogik wird in den Begrüßungsworten, die ebenfalls in dem Band abgedruckt sind, als „gelebte Toleranz“ und „engagiertes Zugehen“ auf den Anderen definiert. Dies hält Spivak freilich für wichtig und notwendig. Allerdings, so Spivaks erste Ergänzung, bedeute Alteritätsdenken nicht nur, sich mit dem Anderen innerhalb der westlichen Gesellschaften, dem Migranten, zu befassen, sondern auch den Anderen auf der Südhälfte des Globus mitzudenken; denn an dessen Ausbeutung seien westliche Gesellschaften, ob sie es wollen oder nicht, im Zeitalter der Globalisierung beteiligt.

Aus dieser Einsicht heraus entsteht für Spivak die Notwendigkeit, der Globalisierung ein anderes Denken entgegenzusetzen, ein Denken, das sie als „planetisch“ („planetary“) bezeichnet. Das „planetische“ Denken ist für Spivak eine Form, die in westlichen Philosophien vorgenommene Trennung zwischen Recht und Verantwortung wieder aufzuheben. Spuren dieses Denkens sieht Spivak

in dem islamischen Konzept „Haq“, was sie als „para-individuelle strukturelle Verantwortung“, in die wir hineingeboren werden, umschreibt. Spivaks Pointe ist nun, dass diese Verantwortung zugleich ein Menschenrecht und nicht etwa eine Verpflichtung ist. Menschsein bedeutet für Spivak auf den Anderen hin intendiert zu sein. Wir sind als Menschen also in die Verantwortlichkeit hineingeboren. Wenn Verantwortung jedoch konstitutiv für das Menschsein ist, dann muss Verantwortung in erster Linie ein (Menschen)recht sein. Spivak erläutert, dass das planetische Denken im Grunde eine „vor-kapitalistische Einstellung“ sei, die auch von vor-kapitalistischen Gesellschaften gelebt würde. Erst im Diskurs der Moderne, dem Spivak auch den modernen Wohlfahrtsstaat zurechnet, seien Recht und Verantwortung voneinander getrennt worden. Unsere Aufgabe sei es nun, zu versuchen von den Anderen zu lernen, anstatt sie in den Diskurs der Moderne hineinzuholen. Ihr Verantwortungskonzept ist also in gewisser Hinsicht ein dialogisches: Ver-antwortung wird erst dann erreicht, wenn beide Seiten einander ‚antworten‘ können.

Was ihren Ansatz zugleich attraktiv und unbefriedigend macht, ist seine Radikalität: Spivak scheint nicht zu glauben, dass sich negative Globalisierungsfolgen einzig durch sozialstaatliche Maßnahmen eindämmen lassen, denn auch diese sind für sie Teil des westlichen Diskurses der Moderne. Vielmehr müsse Umverteilung durch eine robuste Verantwortungshaltung, die jedoch eben nicht aus moralischer Verpflichtung heraus entstehe, ergänzt werden. Nur wenige Intellektuelle wagen es, eurozentrische Philosophien so radikal infrage zu stellen, ohne dabei in Relativismus oder Beliebigkeit zu verfallen. Denn postmodern-unverbindlich ist Spivaks Text ganz und gar nicht: „Haq“ – Verantwortung als Menschenrecht – hat, wie der Titel schon sagt, Imperativ-Charakter. Dass wir es hier mit einem Imperativ zu tun haben, der sich nicht begründen lässt, spricht eher für als gegen die innere Konsistenz des Textes: Spivak geht es eben nicht darum, einen verbindlichen, rational begründeten Wertekatalog zu formulieren; denn das wäre von dem Diskurs der Aufklärung, in dem das Andere ja gerade als ‚unvernünftig‘ ausgegrenzt wird, kaum zu unterscheiden. Vielmehr versucht sie eine Geisteshaltung wiederzuentdecken, die von westlichen Philosophien an den Rand gedrängt worden ist. Dabei muss sie allerdings offen lassen, wie sich diese Einstellung in einer Gesellschaft umsetzen lassen könnte, die nun einmal von der Aufklärung durch und durch geprägt ist und daher Verantwortung nicht ohne weiteres als Menschenrecht statt als Pflicht ansehen wird. Offen bleibt auch, weshalb der planetische Imperativ vor allem die Situation von Frauen verbessern soll, wie Spivak behauptet.

Eine weitere Schwierigkeit stellt ihre Behauptung dar, dass das planetische Denken von den meisten vor-kapitalistischen Gesellschaften *befolgt* würde. Zwar ist es einzusehen, dass eine Geisteshaltung, in der Verantwortung als Menschenrecht hypostasiert wird, dem Diskurs der Aufklärung abträglich ist, das bedeutet jedoch nicht, dass ein solches Denken zwingend von bestimmten nicht-

westlichen Gesellschaften praktiziert wird. Spivak läuft hier Gefahr, obgleich sie das sicherlich nicht intendiert hat, tribale oder indigene Gesellschaften als von der westlichen Zivilisation unberührte ‚Edle Wilde‘ zu betrachten, die ‚uns‘ in gewisser Weise moralisch überlegen sind. Das ist unglücklich, zumal sie sich sonst heftig gegen unausgegorene Idealisierungen des Anderen wehrt.

Ein weiteres, nicht unwesentliches Problem, das dieser Band aufwirft, betrifft nicht Spivaks Theorie selbst, sondern die deutsche Übersetzung. Diese ist in weiten Teilen zwar sehr gelungen, was angesichts der Herausforderung, die Spivaks eigenwilliges Idiom für einen Übersetzer darstellt, keine Selbstverständlichkeit ist. Aber es nimmt doch Wunder, dass sich in die deutsche Fassung ein paar schwerwiegende Fehler eingeschlichen haben, die durch eine kurze Recherche ganz einfach zu vermeiden gewesen wären: So bezeichnet sich Spivak als „caste hindu“, was mit „Kastenhindu“ und nicht mit „Angehörige einer Kaste“ zu übersetzen ist. Letzteres mag zwar idiomatischer klingen, ist jedoch inhaltlich falsch. „Kastenhindu“ ist ein feststehender Begriff für Angehörige der vier *Varna* (Brahmanen, Kshatriya, Vaishya und Sudra), die in der sozialen Hierarchie weit über den Dalit, den sogenannten Unberührbaren, stehen. Dalit sind – und deshalb ist die Übersetzung falsch – ebenfalls Angehörige einer Kaste (*Jati*), nicht jedoch einer *Varna*. Inhaltlich irreführend ist auch die Übersetzung von „love thy neighbor“ in „Liebe deinen Nachbarn“. ‚Liebe deinen Nächsten‘ wäre korrekt gewesen. Darüber hinaus tauft der Übersetzer die Schweizerische Nicht-Regierungs-Organisation „Erklärung von Bern“ – im englischen Text „Berne Declaration“ – kurzerhand in „Berner Deklaration“ um, und aus Charles Taylors „Politik der Anerkennung“, wie Taylors Schlüsseltext in der deutschen Übersetzung heißt, macht er eine „Politik der Erkenntnis“. Da es sich in beiden Fällen um eine Rückübersetzung von ursprünglich deutschen Begriffen handelt (Taylor übernimmt den Begriff der Anerkennung von Hegel), sind diese Fehler etwas irritierend.

Trotz dieser Einwände ist der vorliegende Band besonders für Leserinnen, die Spivaks streckenweise recht kryptisches Englisch bisher abgeschreckt hat, ein großer Gewinn. Wie kaum eine andere Theoretikerin macht sich Spivak darum verdient zu zeigen, dass Migration und die daraus resultierende Multikulturalismusdebatte in weiten Teilen dem Machtgefälle zwischen ‚Erster‘ und ‚Dritter‘ Welt geschuldet sind. Zudem weist Spivak wie nur wenige andere postkoloniale Intellektuelle darauf hin, dass neo-koloniale Diskurse ebenso gründlich gegen den Strich gebürstet werden müssen wie koloniale Diskurse. Warum Spivak in diesem Essay nicht auf die Frage eingeht, inwiefern ihr Verantwortungskonzept zu einer feministischen Globalisierungskritik beitragen könnte, bleibt ein Rätsel.

